

Amtsblatt

für die Erzdiözese Freiburg

Nr 9

Freiburg i. Br., 27. März

1941

Der Mann der Schmerzen!

Beliebte Erzdiözesanen!



Jesu öffentliches Leben war nach dem übereinstimmenden Bericht der Evangelisten kein ununterbrochener, glorreicher Aufstieg von Erfolg zu Erfolg. Obgleich sein göttliches Wesen sich immer bezwingender und strahlender offenbarte, wurde es trotzdem stets feindseliger und einsamer um ihn. Nur bei seinem Einzug in Jerusalem umjubelte ihn noch einmal in ehrlicher Begeisterung das jüdische Volk und streute Gewandstücke und Palmzweige auf seinen königlichen Weg. Aber gerade so rasch als sich die Menge gesammelt, verlief und ernüchterte sie sich wieder. Scheinbar unvermittelt und in unaufhaltbarem Gang, ja mit sich überstürzender Hast, vollzieht sich einige Zeit darauf des Heilands schmerzliches Geschick. Wer allerdings tiefer blickte, der sah das erschütternde, blutige Ende, dank der unausgesetzten Bühlarbeit der Pharisäer und Schriftgelehrten und der so leicht zu beeinflussenden, wankelmütigen Masse, zwar langsam aber sicher und nach menschlicher Berechnung unentrinnbar kommen.

Und nun bricht sie an, die sternenlose Nacht, auf die für den Herrn kein irdischer Tag mehr folgte. Zuvor freilich noch ein wunderbares Abendrot in mehrfacher, über eine Stunde sich gleichbleibender, purpurner Glut: Die Fußwaschung, das Mahl des Osterlammes, die Einsetzung des allerheiligsten Sakramentes, die

große Abschiedsrede und das hohepriesterliche Gebet als der Abendsegen seines Lebens über die Apostel und die Kirche (Joh. Kap. 13—18). Dann aber Finsternis bis um die dritte Stunde des 14. Nisan (Karfreitag), wo sogar die Sonne sich verhüllte und ein erschreckendes Dunkel die Erde umfing. Und doch war er auch in dieser bittersten und schwärzesten Zeit seines Lebens das „Licht der Welt“ (Joh. 8, 12). Wir wollen im folgenden den Heiland in seine letzte bange Nacht begleiten und betrachten, was er litt und was er leidend uns lehrte.

I.

Es ist keineswegs übertrieben, wenn wir behaupten: Noch nie hat sich der Schmerz über einen Menschen aus so vielen Quellen in blutigen Strömen ergossen, wie gerade über den Herrn. Es war ein Schmerz, groß wie das Meer und tief wie das Meer.

Das Meer ist groß. Wenn wir an seinen umbrandeten Ufern stehen, wie breitet es sich in räumlicher Unendlichkeit aus. Heranrollende Welle um Welle, blinkende Wasserfläche um Wasserfläche, bis der sich wölbende Horizont eine mit den Wolken verschwimmende Grenze bildet, aber nur für unseren Blick, nicht aber für das Meer. Und das Meer nimmt nicht ab. Alle Ströme, Flüsse und Bäche eilen ihm zu. Auch das Wasser, das in der Sonne verdunstet, kehrt als Nebeldunst oder Regen wieder im Kreislauf zu ihm zurück.

So ist das Meer unendlich groß. Und ähnlich groß war des Heilands Schmerz.

Alles hatte sich gegen ihn verschworen.

An erster Stelle nennen wir die geistliche Obrigkeit der Juden, die Ältesten, die Gesetzeslehrer, die Hierarchen, den ganzen Sanhedrin (Hohe Rat). Sie waren von Gott ausdrücklich dazu berufen und eingesetzt, der Religion und Wahrheit im Hinblick auf den verheißenen Messias zu dienen. Jetzt aber verfluchte und entmenslichte sie die Lüge und der Haß, und sie nageln die ewige Wahrheit und die göttliche Liebe ans Kreuz.

Als treibende Kraft standen hinter der jüdischen gesetzlichen Macht die abstoßende Heuchelei und böswillige Heimtücke der Pharisäer. Sie entpuppten sich immer mehr als Christi Erz- und Todfeinde. Er hatte ihnen immer wieder zugerufen: „Leset in der Schrift! Sie ist es, die Zeugnis von mir gibt“ (Joh. 3, 39). Sie lasen zwar das Gesetz und die Propheten. Sie lasen sie in ihren abgebrauchten Schriftrollen unablässig, Tag für Tag, aber nur um darin zu finden, was sie leidenschaftlich suchten: ein Zeugnis gegen ihn. Denn ihre Augen waren durch ihre Voreingenommenheit verbunden und verblendet von ihrer jüdischen Welt Herrschaftsbegier, ihrer Werkheiligkeit und ihrem unbekehrbaren, eifersüchtigen Dünkel. Unererschütterlich stand bei ihnen fest, daß aus dem galiläischen Nazareth nichts Gutes kommen könne (Joh. 1, 46). Jesu Lehre widerspreche der des Moses und erscheine auch politisch als unzeitgemäß und verhängnisvoll. Seine Wunder seien nur als Scheinwunder zu erachten, gewirkt durch Beelzebub, den obersten aller Teufel (Matth. 12, 24). Sein Gottesbewußtsein endlich komme einer Gotteslästerung gleich und verdiene als Kapitalverbrechen den Tod (Lev. 24, 16). Es mochte das ihr innerster Glaube sein, denn der Glaube der Menschheit beruht nicht immer auf einer klaren und richtigen Erkenntnis. Auch die Selbstsucht und der Größenwahn, der gelbe Neid und der glühende Haß, die aufdringliche Zuredung und die ansteckende Umgebung bringen ihn nicht selten hervor. Christus selber aber kennzeich-

nete den Glauben der Pharisäer durch das vielfache „Wehe!“, mit dem er sie ohne Schonung überhäufte (Luk. 11, 37 ff.).

Es hatte sich gegen ihn verschworen die weltliche Autorität, deren Aufgabe es sein sollte, in Gerechtigkeit das irdische Volkswohl ohne Parteilichkeit zu bewirken und durch gesetzliche Maßnahmen zu sichern. Aber sowohl Pontius Pilatus, der charakterlich unrömische Landpfleger in Judäa, als Herodes Antipas, der ehebrecherische Bierfürst von Galiläa, stellten sich aus Schwäche, aus Oberflächlichkeit und schuldbewußtem Haschen nach der schonenden und verzeihenden Volksgunst — beide hatten schwere Bluttaten auf dem Gewissen (Luk. 13, 1, Matth. 14, 3 ff.) — in den Dienst der Ungerechtigkeit, der Willkür, des Hasses und zuletzt des Gottesmordes.

Von den Pharisäern verführt, erhebt sich gegen ihn nun auch das Volk. Die Evangelien erzählen uns davon, wie rührend treu es lange Zeit hindurch an Jesus von Nazareth hing, wie es tagelang ihm bis in die entlegene Wüste ohne Speisevorräte nachfolgte (Matth. 4, 25; 14, 14 ff.; 15, 22 ff.) und begeistert nach seinen Lehrvorträgen rief: „So hat noch kein Mensch gesprochen!“ (Joh. 7, 46). „Und sie wollten ihn zum König machen“ (Joh. 6, 15). Jetzt aber, als der Wind orkanartig von einer anderen Seite her wehte, wogte es als eine entfesselte, treulose Masse. Der pharisäische Geheimdienst hatte durch Lüge und Verleumdung das Tier in ihm geweckt und sie lechzten nach schauerlichem Nervenkitzel und Blut.

„Volkes Gunst — Morgendunst,
Nach wenigen Stunden sind beide
verschwunden“

schrieb einmal ein vergessener, deutscher Dichter.

In dieser wankelmütigen Judenmenge versteckten sich vielleicht auch, aus Schaulust oder Feigheit oder aus unbegreiflicher Undankbarkeit jene, die der Herr von allerlei Krankheiten befreit oder gar vom Tode erweckt hatte. „Er machte“ ja „alles gut. Die Tauben machte er hören und den Stum-

men reden“ (Mark. 7, 37). Johannes, dem Täufer, konnte er durch dessen Jünger berichten: „Blinde sehen, Lahme gehen, Aussäzige werden rein, Tote stehen auf, Armen wird das Evangelium gepredigt“ (Matth. 11, 5). Undank war zwar von jeher der Welt Lohn. Man vergißt Wohltaten, die man erhielt, viel leichter und rascher, als Untaten, die man erlitt. Auffällig und besonders schmachvoll war es aber hier, daß auch nicht einer der zahllosen, wunderbar von ihm Geheilten entlastend sich vor ihn stellte. Sie entschuldigten sich vielleicht damit, daß ihrer doch zu wenige seien, um gegen die feindliche Übermacht aufzukommen. Oder sie legten die Hände mit der bequemen Ausrede in den Schoß, daß sich Christus, der Wunderbare, selber helfen könne. Zudem — so meinten sie — wäre es nicht besonders ratsam und aussichtsreich, in ein laufendes Verfahren einzugreifen. Die Feigheit wirft sich ja gewöhnlich den Deckmantel der Vorsicht um und eignet sich so gerne den Ehrentitel der Überlegtheit, der Klugheit und der Besorgtheit um höhere Güter an.

Nicht genug damit: auch viele der zweiundsiebenzig Herrenjünger, so sorgfältig von ihm ausgewählt, so väterlich von ihm betreut, so liebevoll und andauernd von ihm belehrt (Luk. 10, 1 ff.), schütteln nun über ihn, den Unverständenen, den nach ihrer Meinung sogar völlig Überhirnten, der ihnen sein Fleisch zu essen und sein Blut zu trinken geben wollte (Joh. 6, 61 f.), als Ungläubige den Kopf; vielleicht auch, was noch wesentlich schlimmer wäre, wiederum als verängstigte Feiglinge, die für ihren Meister in der bittersten Not kein mannhaftes Wort fanden, und es jetzt sogar gegen besseres Wissen bestritten, zu seinem Anhang gehört zu haben. Konjunkturmenschen, Kreaturen, die je nach der Umgebung oder der Zeit- und Notlage ihre Farbe wie manche Tiere wechseln, hat es schon immer und überall gegeben. Dabei erwies sich auch das andere als wahr: Kein Haß brennt so heiß als der Haß der Apostaten.

Sogar die Apostel, eben noch gerührt durch seine knieende Demut, mit der er ihnen die Füße gewaschen, eben noch genährt mit seinem göttlichen Fleisch und Blut, eben noch tröstlich aufgerichtet durch sein herzliches, abschiednehmendes Wort und sein inbrünstiges, hohepriesterliches Gebet, stieben jetzt, wie eine scheue, wehrlose Herde auseinander, in die bissige Hunde oder reißende Wölfe fielen. Sie versteckten sich, überrumpelt von der Plöblichkeit der Wendung und der Übermächtigkeit der Gegner im Dunkel oder im Gassengewirr der Stadt und wagten sich nur bis an den äußersten Rand des fürchterlichen Geschehens. Es war so selbstgefällig leicht, in begeisterten Augenblicken ein prahlend mutiges Wort unter Seinesgleichen zu reden (Matth. 26, 33) und wie Petrus im Garten Gethsemani das Schwert übereifrig zu einer sehr mäßigen Heldentat zu ziehen (Joh. 18, 10). In den Stunden der eigenen Gefahr und des blutigen Lebensensatzes aber war die schleunige Flucht (Matth. 26, 56), oder die zurückhaltende kluge Überlegung oder gar, wie wiederum bei Petrus, die polternde und verfluchende Verleugnung des Herrn der ratsamere, weil gefahrlosere Teil ihrer apostolischen Treue und Tapferkeit.

„Mancher Freund“, sagt die hl. Schrift, „ist Tischgenosse, harret aber nicht aus am Tage deiner Trübsal. Solang es dir gut geht, ist er wie du und verkehrt vertraut mit deinen Hausgenossen. Wenn dich aber das Unglück heimsucht, ist er nicht mehr zu sehen. Von deinen Feinden halte dich fern, aber auch vor deinen Freunden nimm dich in acht“ (Sir. 6, 10 f.).

J u d a s aber, dieser unsäglich elende Wicht von Karioth, der den Beutel der Apostelfamilie führte (Joh. 13, 29) und schon seit langem ein Dieb war, hatte sich mit den Todfeinden seines Meisters schon seit einiger Zeit hinterhältig benommen. Zuerst nur durch ein Schweigen, dann durch ein abfälliges Wort, darauf durch das Geständnis, er wäre zu irgend einem Dienst gegen gute Bezahlung bereit, ohne daß die andere Seite vorerst näher darauf einging, aber

der Fisch hing bereits an der Angel. Dennoch sitzt er heuchlerisch beim letzten Abendmahl und entfernt sich erst nach seiner so schonenden Enttarnung durch den Herrn, worauf der Satan in ihn fuhr (Joh. 13, 27) und ihn an die Spitze der bereitstehenden Judenknechte stellte.

Nur ein winzig kleines, aber wackeres Häuflein treuer Menschen — zuletzt ist es immer nur eine Auslese, auf die man sich ganz und in jeder Not verlassen kann — steht unerschrocken und unwandelbar im Glauben und in der Liebe zum Herrn und bahnt sich seinen Weg durch den drängenden und kreischenden Pöbel.

Vor allem war es seine gebenedeite, schmerzbeladene Mutter und Johannes, der Jünger, den er liebte. Aber sie vermehren durch ihre leidvolle Gegenwart lediglich seine seelische und leibliche Pein. Auch der Blick auf die Töchter Jerusalems, die am Rande des Kreuzweges aus fraulichem Mitgefühl ihn beweinten, war eher dazu angetan, seine Qualen zu vertiefen, denn er sieht „Tage über sie kommen, da man rufen wird: Glückliche die Unfruchtbaren, deren Schoß nicht geboren, deren Brust nicht genährt hat! Da wird man flehen zu den Bergen: Stürzet über uns! Und zu den Hügeln: Begrabet uns! Ja, wenn das am grünen Holz geschieht, was wird dann am dürren geschehen?“ (Luk. 23, 26 ff.).

Das Allererschütterndste und für den Menschenblick Undurchdringlichste aber war: Sogar sein himmlischer Vater scheint seinen menschgewordenen Sohn zu vergessen und in seiner bittersten Not zu verlassen. Bis zum Tode betäubt, hat er im Ölgarten in die beklemmende Dämmerung, bedeckt vom perlenden Blutschweiß, immer wieder in wachsender Inbrunst gebetet: „Abba, mein Vater! Laß doch diesen Kelch vorübergehen an mir“ (Mark. 14, 36 ff.). Aber seines Vaters Wille war es nicht. Auch am Kreuz, um die neunte Stunde, als die Sonne ihr Angesicht verhüllte, um den Gottesmord nicht zu schauen und das Todes-

dunkel sich wie ein schwarzer Abgrund vor seinen brechenden Augen aufriß, rief Jesus mit lauter Stimme: Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ (Luk. 23, 45).

II.

So hatte sich scheinbar alles gegen ihn verschworen, um — so fahren wir jetzt fort — ihm das Schmerzlichste anzutun.

Beschreiten wir zum Nachweis dafür in Ehrfurcht den Leidensweg des Herrn und betrachten wir zuerst, wie er dem Hohen Rat verkauft und verschachert wird, als wäre er ein für die Schlachtbank bestimmtes Tier oder ein auf dem Markt zur Schau ausgestellter Sklave. Echtfür die jüdische feilschte Judas mit den Hohepriestern: „Was wollt ihr mir geben, wenn ich ihn euch verrate?“ und sie hörten es und sie freuten sich und boten ihm dreißig Silberlinge an“ (Mark. 15, 11). Um diesen Sündenlohn wird er nun ausgeliefert von einem seiner Apostel, herausgeholt in feiger Niedertracht in stockdunkler Nacht aus der Schar seiner Apostel im Delgarten. „Das war ihre — der Christusfeinde — Stunde und die Macht der Finsternis“ (Luk. 22, 53). Er wird verraten mit dem Zeichen der überschäumenden Liebe, mit einem schmerzhaften Kuß der schmutzigen Judaslippen und dem heuchlerisch ehrerbietigen Gruß: „Sei gegrüßt, Meister!“ (Joh. 18, 3). Und um den freundlich grinsenden Verräter tummeln sich die Schergen, die Knechte des Hohen Rates und die gedungenen Helfershelfer der Pharisäer, bewaffnet, als ginge es gegen einen gefährlichen Mordgesellen, mit Schwertern, Prügeln und Knütteln. Sie binden ihm mit Stricken wie einem Schwerverbrecher die Hände vor der Brust oder auf den Rücken. Sie schleppen ihn durch die holperigen Gassen und Straßen der nächtlich schweigenden Stadt. Die Schläfer in den Häusern wachen auf und laufen erschreckt an die Fensterlücken oder schauen, wohlgedeckt, durch einen klaffenden Türspalt. Brennende Laternen werfen gelbrot, unruhig flackernden Schein, und es prasselt und tropft der Fackeln qualmendes Pech. Schwarze Schatten

huschen hin und her, bis die wüste Rotte in der Hofflur des Annas verschwindet und die Stadt wieder in die Nachtstille und tote Dunkelheit versinkt. Annas, der ausgediente Hohepriester, den die Sache keinen Deut mehr anging, wartet mit seinem zudringlichen Vorverhör nicht einmal bis zum dämmernden Tag. Man überstürzt sich auch bei Kaiphas, dem Hohepriester im Amt, damit ja das blutige Kreuz noch vor dem Festtag den Kalvarienberg mit seinem verrohenden Opfer überrage.

Im Binnenhof des Hauses aber lagern sich die Sklaven und Knechte des unwürdigen Nachkommens Aarons in der frostigen Frühlingsnacht um ein knisterndes, loderndes Feuer. Auch Petrus sitzt dabei, von einer Torschließerin auf Bitten eines Dritten hereingelassen, und wärmt seine steifen Glieder und vor Kälte blauroten Hände. Er vermeidet aber noch vorerst ein Gespräch, bis ihn eine Magd durch eine kennzeichnende Bemerkung hineinzerrt. Und Petrus, der „Fels“, der wenige Stunden zuvor noch im aufbrausenden Übereifer tapferste Liebe bis in den Tod geschworen und auch sein Schwert zu einem abwehrenden Streich gezogen hatte, will nichts mehr wissen von diesem Jesus, dem Nazarener. Er fängt sogar an zu fluchen und zu schwören: „Ich kenne den Menschen nicht, von dem ihr redet“, und verleugnet kopflos, herzlos und ehrlos dreimal seinen Meister. „Da erklang der zweite Hahnen-schrei“ (Luk. 22, 61). „Und Petrus ging hinaus und weinte bitterlich“ (Mark. 14, 7). Petrus, Petrus! Neuetränen tilgten wohl deine Schuld, aber nicht die Tatsache, die in deinem Gedächtnis und in der Geschichte unauslöschlich weiterlebt und auch in der Gegenwart weiterwarnt.

Drinne aber beim Hohepriester im hellerleuchteten, prunkhaften Sitzungssaal schlug kurz zuvor einer der Schergen dem Heiland ohne Recht und ohne Grund mit seiner wuchtigen Söldnerfaust ins Gesicht. Welcher Schlag tat ihm wohl weher, der draußen, den Petrus, der Apostelfürst, mit seiner feigen und frechen Verleugnung ihm versetzte, oder der andere des rohen Judentumsknechtes beim hohenpriesterlichen

Verhör? Die bittere Antwort fällt uns nicht schwer. Was Feinde uns antun, schmerzt, was Freunde uns antun, bricht uns das Herz.

Vom zweiten Hahnen-schrei bis zum vollen Tagesgrauen wird hierauf der Herr in einem elenden Kerkerloch verwahrt, bewacht wie ein Übeltäter schlimmster und gefährlichster Art, in der Gesellschaft des Barrabbas vielleicht. Dann folgte die dritte, hochnotpeinliche Vorführung. Diesmal beim vollversammelten Hohen Rat. Falsche Zeugen waren in aller Eile durch Bestechung und Drohung gewonnen worden, doch ihre Verdrehungen und Meineide reichten nicht aus. Wie machtvoll klang dem gegenüber das prophetische Geständnis des Herrn auf die entscheidende Frage des Hohepriesters: „Bist Du der Messias, der Sohn des Hochgelobten?“ „Ich bin es! Und ich sage euch: Ihr werdet den Menschensohn zur Rechten der Gotteskraft thronen und kommen sehen auf den Wolken des Himmels“ (Matth. 26, 64). Der Hohepriester springt darob, wie von einer Natter gestochen, auf und zerreißt zum Zeichen seines Zornes und seiner Entrüstung sein goldverbrämtes Gewand. Die Ratsherren aber schreien voll Entsetzen und Empörung ihren Urteilspruch im Chor:

„Er ist (als Gotteslästerer) des Todes schuldig“. Nur Josef von Arimathäa — der einzige von siebzig — hatte den Mut sich zu widersetzen (Luk. 23, 51). Man sollte ihm weit mehr als bisher die Ehre der Altäre erweisen und die Schutzherrschaft über die christliche Männerwelt übertragen.

Die gerichtliche Macht der obersten Judenbehörde ist damit erschöpft, denn der Blutbann, das Recht mit dem Tode zu bestrafen, stand ihr seit dem Verlust der Eigenstaatlichkeit nicht mehr zu. Pilatus aber, der Römer, der Heide, der weltanschauliche Nihilist — „Was ist Wahrheit?“ wird er mit einem Achselzucken und überheblichen Lächeln während des Verhörs die göttliche Wahrheit fragen — hat jetzt das richterlich entscheidende Wort. Auf dem Weg zu ihm ein Hagel von Schmähs- und Schimpfworten aus dem pharisäischen Anhang.

Volksaufwiegler zischen und schreien die einen, falscher Messias, Betrüger bekräftigen vom Straßenrand her die anderen, wobei aufgehezte Weiber die Männer noch überkreischen.

Noch vor kurzem war man hochbeglückt, wenn man ein Wort aus seinem Munde hören oder den staubigen Saum seines schlichten Gewandes berühren durfte. Und jetzt! Auch Scharen von Kindern laufen johlend und Steine werfend im Zuge mit. Unter ihnen waren vielleicht auch solche, denen der Heiland einmal, als sie an der Hand oder auf dem Arm ihrer Mütter kamen, seine Rechte aufgelegt und sie herzlich gesegnet hatte. O wie schwach ist doch ein Kind!

Und nun wird auch offenbar der Welt Lohn. Von Vorwürfen gepeinigt taucht, kurz nachdem der Herr das Haus des Hohen Rates verlassen, Judas Iscariotth darin auf, schein, leichenbläß, mit wirrem Haar, stechendem Blick, verzerrten Zügen und hörbar klopfendem Herzen. Keine Sekunde Schlaf liegt hinter ihm. Unausgesetzt singt und klingt ihm das sanfte Herrenwort in den Ohren: „Freund, wozu bist du gekommen?“ „Mit einem Fuß verrätst du den Menschensohn“. Und die dreißig Silberlinge brennen ihm wie feurige Kohlen in den Händen und in den Taschen. Der vor kurzem noch Umschmeichelte und Hochwillkommene wird mit Kälte und Verachtung empfangen. Keine begrüßende Verbeugung mehr und kein herablassender Händedruck. Nur ein ärgerlich schiefer Blick, wie etwa für einen räudigen Hund, der sich in den Ratsaal von einem Rehrichthausen her verlaufen. Da winselt und stottert es der verzweifelte „Erzschelm“, wie Abraham a Sancta Clara ihn nannte, heraus: „Ich habe unschuldiges Blut verraten!“ Eifrig kalt und kurz kommt es zurück: „Was geht uns das an? Sieh du zu!“ Eine wegwerfende Handbewegung und der ihm zugekehrte Rücken unterstreichen das Gesagte. Eines Fußtrittes bedurfte es nicht mehr. Schon steht er wieder draußen vor der Tür. Wie ein Auswurf. Allein. Nur mit dem Satan im Herzen und Gehirn. Die Blutwelle des Zornes steigt ihm ins Gesicht. Einige Minuten später rollt und klistert der

verfluchte Judaslohn auf den harten Marmorfließen des Tempels. Der Verräter aber flieht wie von den Furien gepeitscht aus der Stadt und erhängt sich an einem Baum. Die Apostelgeschichte hat sein unseliges Ende noch viel schauerlicher geschildert (Apg. 1, 18).

Welche Schmach für den Herrn! Und welcher Schmerz, da „der Sohn des Verderbens“ (Joh. 17, 11), der Apostel war und einen herrlichen Thron besitzen sollte, in die ewige Hölle fährt!

Im Hofe des römischen Pratoriums erscheint jetzt mit hochmütigem Römergesicht, dazu noch verärgert des allzufrühen, leidigen Gerichtsgeschäftes wegen, Pontius Pilatus, der Landpfleger. Er findet, da er kein Freund der Juden ist, mit einer aufheiternden Schadenfreude, keine Schuld an Jesus, den man Christus nennt, und schiebt ihn, als er hört, daß er aus Galiläa stamme, rasch dem Vierfürsten Herodes zu, der damals gerade in Jerusalem Hof hielt. Der — vielleicht waren auch die alte und junge Herodias in seiner Nähe, die mit ihm den beißpiellos gemeinen Johannesmord und manches andere auf dem Gewissen hatten — stellt sich den Herrn als einen unterhaltfamen Gedankenleser, Gaukler und Zauberer vor und freut sich auf einen ungewöhnlich ergötzlichen Zeitvertreib. Aber der königliche Ehebrecher und Pantoffelheld wartet vergeblich auf ein Wunder oder ein Wort. „Der Fuchs“ wie ihn der Herr früher einmal gekennzeichnet hatte (Luk. 13, 32), empfindet es wohl, was dieses Schweigen für ihn bedeutet. So behandelst er ihn wie einen Narren und schickt ihn in einem abgetragenen, purpurnen Komödiantenrock zum Landpfleger zurück. Die hl. Schrift bemerkt: „Herodes aber und Pilatus, die bis da einander feind gewesen, waren Freunde seit diesem Tage“ (Luk. 23, 15). Ähnliche Freundschaften haben sich auch später noch um den Preis Jesu Christi oder seiner Getreuen rasch ergeben.

Pilatus trägt sich auch jetzt noch mit dem Plan, den „König der Juden“ freizulassen. Das Osterfest stand vor der Türe und man pflegte auf diesen Tag einen Gefangenen zu

begnadigen. Das Geheimnisvolle dieses Jesus, der in die Welt gekommen sein will, um für die Wahrheit Zeugnis abzulegen, und seine Frau in einem alpschweren Traume die Nacht hindurch geängstigt hatte, läßt ihn nicht los. Pilatus war ungläubig und darum abergläubisch. Aber da gellt es, wie vom Teufel lautverstärkt, in der morgenklaren Luft: „Hinweg mit ihm, gib uns den Barrabas frei!“ Worauf der römische Richter mit boshafter Betonung fragt: „Was soll ich denn mit Jesus, euerem Messias, machen?“ „Ans Kreuz mit ihm, ans Kreuz mit ihm!“ schreit es als wütende Antwort im Chor. „Was hat er denn Böses getan?“ wirft mit Nachdruck Pilatus ein und stellt von neuem fest: „Ich finde keine Schuld zum Todesurteil wider ihn. Ich will ihn geißeln lassen und ihn freigegeben.“ Als Echo aber braust und donnert es nur umso trotziger und satanischer: „Ans Kreuz mit ihm!“ „So ließ ihn Pilatus geißeln“ (Joh. 19, 1). Eigentümliche Justiz, die eine römische Geißelung verfügt, obgleich sie keine Schuld am Angeklagten findet! Aber der Zweck heiligte auch damals schon das Mittel. Pilatus bot ihnen den kleinen Finger und verlor zur Strafe dafür seine ganze Hand. Denn er verriet damit seine Schwäche.

Absieht irgendwo in einem Winkel des Prätoriums binden sie nun den Herrn an einem schmutzigen Säulenstumpf fest. Sie schlagen um die Wette mit ihren Ruten und Riemen auf ihn los, bis sein gekrümmter Rücken wie eine große Wunde klappt und die Knochen bloß liegen und sein Blut in einer Lache auf dem Boden rinnt. Er aber schweigt. Es ist das heilige Schweigen der Unschuld und der mannhaftesten Majestät, die sich gerade in der schmerzlichsten Schmach am strahlendsten offenbart.

Das göttliche Trauerspiel geht weiter. Eine noch teuflische, wenn auch weniger schmerzliche Szene schließt sich an. Weiß Gott, in welchem blutrünstigen Pöffenreißer der diabolische Einfall aufstieg. Vielleicht gab den Anlaß dazu die Frage des Pilatus: „Bist du ein König?“ und die unumwundene Antwort: „Ich

bin es!“ Die ganze Kohorte ist in der Wachstube des Prätoriums versammelt. Sie legen dem Herrn den Purpursegen des Herodes wie einen königlichen Mantel auf den blutig wunden Leib. Sie flechten ihm eine Krone aus langstacheligem Dornestrüpp, das wohl wuchernd in irgend einem Winkel des Prätoriumsgartens wuchs. Sie setzen sie ihm, in das von der Geißelung her noch zerraupte und zerzauste Haar und treiben sie bis tief in die edel geschwungene Stirne hinein. Sie geben ihm ein Binsen- oder Bambusrohr wie ein Szepter in die rechte Hand. Und sie beugen vor ihm das Knie und grüßen ihn mit höhnischem Gelächter: „König der Juden, Heil dir!“ Dabei speien sie ihm ins Gesicht als Ersatz für den Huldigungskuß und schlagen dann mit dem Rohr auf das dornenumflochtene Haupt.

Der Heiland aber schaut sie mit seinen blutunterlaufenen Augen an. Ein Blick, den sie in Ewigkeit nicht vergessen! Ein Blick der beschämenden Wehmut über Menschen tief unter dem Tier. Auch der Ungläubige lernt an den Teufel glauben, wenn ihm derartige oder ähnliche Ausgeburten der Rohheit und Bosheit begegnen.

Ein Kommandoruf des Pilatus erschallt.

Die „Ecce homo“ Szene folgt als der letzte richterliche Versuch, den unschuldigen Jesus zu befreien. Ein Bild zum Schauern und Weinen für jedes noch menschlich rührsame Auge und Herz. Doch alles Mitgefühl der Juden ist in der barbarischen Rohheit erstickt. Die Bestie hat Menschenblut gerochen und will ihren wildbrennenden Durst daran löschen. Erst dann ist es ihr genug, wenn er angenagelt am Kreuzesbalken verendet. Sie haben ein Gesetz und nach diesem Gesetz muß er sterben, denn er hat sich zum Gottessohn erklärt. Pilatus erschrak in seinem Aberglauben wieder sichtlich. Er fühlt es, daß ein höheres mit geheimnisvollen Mächten ausgerüstetes Wesen ihm gegenüberstehe und bemüht sich von neuem um die Freilassung des Angeklagten, der ihm zudem ins Gesicht hinein erklärt, er hätte „keine Gewalt über ihn, wäre sie vom Himmel ihm nicht

übergeben“. Aber da spielten die Juden ihren letzten und stärksten Trumpf aus: „Wenn du ihn freilässt, bist du des Kaisers Freund nicht“. Das hieß: Freble nicht gegen den Cäsar, sonst hast du seine Gnade verwirkt. „Und ihr Geschrei drang durch“, sagt kurz der Evangelist (Luk. 23, 23). Es war öfters schon so der Fall: Wo Gründe nicht genügen, führen Drohungen zum Ziel. So erniedrigt sich denn der hilflose, angstgefüllte Pilatus zur jämmerlichen Zeremonie der Händewaschung. Aber solch ungeredeten Spruch wäscht kein Wasser, kein Strom, kein Weltmeer hinweg. Wer die menschliche Gunst der Gerechtigkeit vorzieht, wird an der göttlichen Gerechtigkeit zerbrechen und zuletzt auch, wie es das Schicksal des Pilatus bestätigt, der menschlichen Gerechtigkeit erliegen. Ob in kurzer oder langer Frist, spielt hier keine Rolle. Und was den Vater nicht trifft, kann den Sohn zu Boden strecken.

Über Jerusalem gelte indessen der wahn-sinnige, aber wahrsagende Selbstfluch der Juden: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“ Der Fluch hat sich furchtbar erfüllt. Bis auf den heute laufenden Tag.

Jesus aber, von der zerschmetternden Geißelung her bis zur Ohnmacht fast erschöpft, wankt wenig später unter der schweren Kreuzeslast zur Schädelstätte hinauf. Dort soll er sterben; sterben den Sklaventod, von dem es im Altertum hieß: „Verflucht sei, der da hängt am Kreuz!“ Stundenlang soll er sich unter rasenden Schmerzen ver dehnen und seine fürchterlichen Wunden ausweiten unter seinem eigenen Gewicht. Er soll verächzen, verbluten, verröcheln, umringt von seinen Todfeinden, den Schriftgelehrten und Pharisäern und dem von ihnen aufgepeitschten jüdischen Mob.

Nach keuchendem Aufstieg und dreifachem Fall ist endlich der Kalvarienberg erklommen. Eine kleine Atempause. Drunten liegt die Stadt im Mittagssonnenglanz, die heilige, unselige. Der Frühling blüht und singt in ihren Gärten. Der Tempel funkelt in seinem Gold und marmorenem Weiß. Die Rauchwölkchen der Brandopfer steigen kerzengerade in die Luft. Droben

aber werfen sie den Heiland in roher Eile wie ein Schlachtthier aufs Kreuz. Es dröhnen die entsetzlichen Hammerschläge. Hoch im Bogen spritzt das Blut aus den Handflächen und Fußwunden auf. Schon hängt er zwischen Himmel und Erde inmitten zweier Schächer. Sein Haar, von der Dornenkrone zerwühlt, vom gestandenen dunkelroten Blut verpicht, fällt in wirren Stränen über sein schmerzdurchfurchtes Gesicht. Seine Stirne ist zerkratzt vom spitzen Dornenfranz, der kein Anlehnen des todmüden Hauptes an den Kreuzesstamm erlaubt. Seine Züge entstellt der ekelhafte Speichel der Kriegsknechte. Seine Augen bleiben halb geschlossen, denn die Lider werden blutig von der Dornenkrone her übersickert. Seine Schultern, zerquetscht und zerschunden von der Last des kantig scharfen Kreuzbalkens, heben und senken sich bei jedem Atemzug. Sein Leib ist zerfetzt, zermartert kreuz und quer von den wütenden Geißelhieben. Seinen ganzen Körper schüttelt das rasch einsetzende Wundfieber. Bald schaudert es ihn eisig kalt, so daß ein Zittern durch den ganzen Körper läuft, bald bedeckt ihn dampfender, mit Blut vermischter Schweiß. Der Brustkorb wölbt sich schwer keuchend vor, und alle seine Gebeine drücken sich zählbar aus. So hängt er drei Stunden lang in der subtropischen Mittagsglut. Still betend, schweigend bis auf sieben kurze, letzte Worte.

Dennoch bei seinen Feinden keine Spur von Mäßigung ihrer Wut. Wie vom teuflischsten aller Teufel besessen triefen sie von Spott und Hohn. „Ei! du reißt ja den Tempel ab und baust ihn in drei Tagen wieder auf, so rette dich denn und steig herab vom Kreuz!“ „Andern hat er geholfen, sich selbst kann er nicht helfen“. „Messias, König Israels, nun steig herab vom Kreuze. Sehen wir das, so wollen wir an dich glauben“. „Er hat sich auf Gott berufen: mag er ihn retten, wenn er ihn mag. Er will ja der Gottessohn sein.“ Sonst schreckt auch den Hochsten des Todes nahende Majestät. Hier beugt man sich vor der Allmacht des Hasses und sättigt sich an der Schmach, mit der man den Messias bedeckt (Klagel. 3, 15). Der letzte Blick aus

den brechenden Augen des Herrn trifft diese furchtbare Wirklichkeit, die um seinen ungenährten Leibrock lärmend wüffelnden Soldaten, und die Mutter, die zu Füßen des Kreuzes steht neben Johannes, dem Jünger, den er liebte.

Dann rief er mit lauter Stimme: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist“, neigte das Haupt und starb“ (Joh. 19, 30).

III.

So ist es also wahr, was wir einleitend schrieben: Groß wie das Meer war sein Schmerz. Alles hatte sich gegen ihn verschworen, und das Schimpflichste wurde ihm angetan.

Und tief wie das Meer war sein Schmerz!

Das Meer ist tief, fast so abgrundtief, daß die höchsten Berge der Erde darin versänken. Man könnte vielleicht hier einwenden, daß manche andere Menschenfönder noch viel länger leiden mußten, als der göttliche Dulder auf seinem letzten Gange litt. Wir leugnen es nicht: es hat Schmerzausbrüche durch Folterung z. B. gegeben, bei deren Schilderung oder Vorstellung das Haar sich uns sträubt und unser Herz sich verkrampft. Und doch litt keiner beseelter und damit tiefer und innerlicher als er. Stellen wir zuerst ein ganz Wesentliches fest: Es stand dem Heiland von vornherein frei, dem Tode zu verfallen ohne jede Spur von körperlicher Pein. Auch das hätte genügt, um die Menschen vollwertig zu erlösen. Er besaß außerdem die Kraft, jedes sich regende Schmerzgefühl zu betäuben und dadurch sein Leiden zu entwaffnen. Er wählte weder das eine noch das andere. Er will einen Tod, der zu den schmachvollsten und gräßlichsten gehört, und er trinkt den Kelch seines Lebens bis zur bittersten Gese aus. Und er weiß um diesen Tod und um all das Furchtbare, das ihn begleitet, schon vom frühesten Beginn seines Lebens. Er schwebte vor ihm her nicht bloß wie eine ferne, dunkle Wolke, die vielleicht einmal als donnerndes Gewitter sich entläßt, sondern immer ganz nahe und noch viel deutlicher als es die Passionsgeschichte beschreibt und die Augenzeugen es erlebten. Überlegen wir in Ruhe, was dieses restlose Wissen an seelischer Überspannung und Nervenbelastung brachte, indem wir uns daran erinnern, daß wir es als eine besondere Gnade für uns Menschen erachten müssen, wenn sich ein dichter Nebel vor unsere

Zukunft und die Art unseres Endes legt. Mein Gott! Würzte mancher von uns, was über ihn noch kommt, er wäre kaum imstande, das Leben weiter zu ertragen! Man erfährt und erlebt es nicht ganz selten, daß die Ärzte, die den Verlauf ihrer Krankheit im allgemeinen kennen, damit ihr Leiden noch wesentlich vergrößern. Aber was ist all dieses Vorausahnen oder Vorauswissen eines Menschen im Vergleich zur gottmenschlichen Schau, durch die er seine blutige Passion in jedem Augenblick vor sich sah wie die fürchterliche Wirklichkeit selbst!

Man wirft hier vielleicht ein, der Gedanke daran habe durch seine Unverdränglichkeit und Deutlichkeit bis ins einzelne im Verlauf der Jahre an Schmerzlichkeit verloren und das spätere Leiden vermindert, denn Pfeile, die wir voraussehen, pflegen uns weniger empfindlich zu verwunden. Dem steht jedoch entgegen, daß, wie vorhin schon bemerkt, der Herr absichtlich keine Erleichterung suchte, sondern das Leiden seines erlösenden Zweckes wegen ausschöpfen wollte bis auf den tiefsten Grund. Welcher Maßstab mag darum das seelische Martyrium ermessen, das wie der Schatten seines Leibes unzertrennlich mit ihm zog, wohin er immer ging! Kein Wunder, daß wir vom Heiland in den Evangelien zwar lesen, daß er des öftern geweint habe, nicht aber, daß er jemals so recht von Herzen fröhlich lachte wie ein ahnungsloses, zukunftfrohes Kind.

Und nun stand das Gefürchtete, bis ins einzelne drei Jahrzehnte hindurch Geschaute in furchtbarer Unmittelbarkeit vor ihm. Und er soll es noch innerlicher und schrecklicher erleiden, als ein anderer etwa, den rein äußerlich ein solches oder ähnliches Leiden traf. Denn es ist doch allgemein bekannt, daß nicht jeder Mensch den Schmerz in gleicher Weise fühlt. Schon die Zugehörigkeit zu einer höheren oder niederen Rasse spricht erfahrungsgemäß hier mit. Bei Christus aber stürmten die Leiden auf den körperlich und seelisch feinfühligsten Menschen ein. Es ist eine wohlbegründete katholische Lehre, daß Christus körperlich und seelisch unvergleichlich empfänglicher als die anderen Menschen für alle Eindrücke von außen und alle Stimmungen der Seele war, soweit sie nicht seiner Heiligkeit widersprachen. Der Beweis dafür scheint uns in seinem Leiden im Ölgarten vorzuliegen. Der Blutschweiß, der zur Erde niederrann, setzte das allertiefste und

allerfeinste Sicheinfühlen in das gegenwärtige und zukünftige Leiden voraus. Er verrät eine Lebendigkeit der Empfindung und Vorstellung und eine Ergriffenheit, die bis ins innerste Mark des Nervenlebens und Seelenlebens drang und zum Zerreißen zahlreicher kleinster Blutgefäße führte, so daß Blut aus den Poren des Körpers trat und auf die Erde niederrann (Lut. 22, 44). Dabei blieb der Herr, wiederum absichtlich, beim vollsten Bewußtsein bis ans Ende, nicht gebrochen oder geschwächt durch ein vorausgehendes Siechtum, nicht im beschwichtigenden Dämmer Schlaf oder abgestumpft etwa durch ein schmerzstillendes Mittel. Die Heilige Schrift selber bezeugt, daß er den betäubenden Wein, vermischt mit Galle, zurückwies (Matth. 27, 24), denn es war sein ausdrücklicher Wille zu leiden, wie nie sonst noch ein Mensch litt. Denn er wollte ja genügtun, vollwertig genügtun, ja „abundanter“ genügtun, d. h. bis zum Überfluß genügtun. Und wofür? Die Antwort hat er wiederholt seinen Aposteln und noch kurz vor Beginn seines Leidens beim letzten Abendmahl erteilt, wo er den Kelch nahm und sprach: „Trinket alle daraus, denn dies ist mein Blut, das für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden“ (Matth. 26, 28). Damit nennen wir aber auch einen unendlichen Seelenschmerz. Gewiß waren das teuflische Spotten und Hohnen der Menge und die Geißelung und Kreuzigung eine entsetzliche Marter und Pein. Aber sie traten zurück vor der Qual, der unvergleichlichen Geistesqual der Menschensünden wegen. Sünde! Die modernen Menschen lächeln über diesen Begriff, weil sie Gott nicht mehr kennen und sich selber. Freilich, wer an keinen persönlichen Gott mehr glaubt, für den fällt auch das Verständnis für das Wesen der Sünde dahin. Aber der lebendige Gott ist da. Er ist der Gewisseste alles Gewissen. Er ist für den denkenden Menschen mehr als jede andere Gegebenheit bezeugt. Und dieser Gott ist eine unendlich heilige, furchterregende Majestät, die befiehlt und verbietet und in Gerechtigkeit bestraft, wenn sie durch die Sünde beleidigt wird. Die Sünde aber, wer kennt sie in ihrem Unrecht als Auflehnung des Geschöpfes gegen die Allherrschaft des Schöpfers ganz? Der Heiland allein, denn er ist der Gottmensch und trug den Fluch der Menschensünde auf sich selbst, als hätte er sie selber begangen. Und es ist, als ob sie sein ganzes Wesen zertrete, zermalme und vernichte. Dazu

kam bei ihm, dem Allwissenden, noch der Gedanke, wie unzählig vielen sein Tod sehr wenig oder gar nichts bedeute und sein Kreuz nur ein Schandpfahl und Greuel sei, den sie hassen, nur eine Überholtheit und Torheit, die sie verlachen, nur ein Argernis, das sie in seinen Nachbildern verbannen, verfluchen und zerstören. Noch schlimmer aber war das Wissen, daß so viele trotz seines Kreuzes und Leidens ewig verloren gehen, und daß der Teufel immer wieder die Macht an sich reiße, um die Seelen zu verderben.

Und nun kam das Allerchwerste noch über ihn: die unendliche Leere durch das Sichzurückziehen der Gottheit von seiner Menschheit, damit sie um so hilf- und trostloser leide. Eine geheimnisvoll erschütternde Klage: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Was will demgegenüber auch das Fürchterlichste besagen, das er bisher erlitt? Wer Gott hat, ist immer noch getrost, wer Gott hat, ist immer noch stark. Und wer kannte Gott so wesentief wie er? Und wer war mit ihm inniger verbunden als gerade er? In der Gottverlassenheit lag darum auch der Gipfelpunkt und der wahnsinnigste Schmerz seines Leidens. Diese gott-lofen Augenblicke brachen ihm das Herz. Das Wort: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist“, liegt schon fast jenseits dieser Erde.

IV.

Wer wagt es jetzt noch zu bezweifeln, daß Christi Schmerz noch tiefer war als das Meer? Er stempelt ihn zum „vir dolorum“, zum „Mann der Schmerzen“ (H. 53, 3), der da klagt wie das verflavte Jerusalem in seiner äußersten Not: „O, ihr alle, die ihr des Weges zieht, wartet und schauet her und seht, ob ein Schmerz ist wie meiner“ (Klagel. 1, 12).

Auch wir wollen warten und hinschauen und uns versenken in des Heilandes meertiefes Leid, gerade so wie unsere deutschen Vorfahren in rührender Gläubigkeit es taten. Wie knieten sie erschüttert und sich selber am Kreuzesstamm aufraffend und umschaffend vor dem gottmenschlichen Schmerzensmann! Und sie fragten, wie der selige Heinrich Seuse in seinem „Büchlein der Ewigen Weisheit“ es tat:

„O weh, Herr, der Anfang (deines Leidens) ist gar so bitter, wie soll es ein Ende nehmen? Und sähe ich ein wildes Tier also vor mir behandelt, ich könnte es kaum erleiden; wie muß mir dann so billig dein Leiden durch mein Herz und meine Seele gehen!

Aber Herr, das ist ein großes Verwundern in meinem Herzen: minniglicher Herr, ich suche überall deine Gottheit, da bietest du mir deine Menschheit; ich suche deine Süßigkeit, da hältst du mir vor deine Bitterkeit; ich wollte wonniglich trinken, da aber lehrest du mich streiten. Ach, Herr, was meinst du damit?"

Als Antwort vernahm Heinrich Seuse der ewigen Weisheit aufrüttelndes und wegweisendes Wort:

„Es kann niemand kommen zu göttlicher Hoheit noch zu ungewöhnlicher Süßigkeit, er werde denn zuvor gezogen durch das Bild meiner menschlichen Bitterkeit. Je höher man ohne das Hindurchgehen durch meine Menschheit hinaufklimmt, desto tiefer fällt man.

Meine Menschheit ist der Weg, den man geht, mein Leiden das Tor, durch das man gehen muß, wenn man zu dem kommen will, das du schaust.

Darum tu weg deines Herzens Kleinmut und tritt zu mir in den Ring ritterlicher Festigkeit; denn dem Knecht geziemt nicht wohl Verzärtelung, wo der Herr in streitbarer Kühnheit steht.

Ich will dir meine Waffenkleider anlegen; denn all mein Leiden muß von dir nach deinem Vermögen gelitten werden.

Berufe dich vorher in eine mutige Entschlossenheit, denn dein Herz muß oft ersterben, ehe daß du deine Natur überwindest, und vor Ängsten den blutigen Schweiß schwitzen wegen manchen peinvollen Leidens, in dem ich dich mir bereiten will.

Du mußt gegen deine alte Gewohnheit gefangen und gebunden werden; du wirst von meinen Widersachern oft heimlich für schlecht erklärt und öffentlich beschämt werden; manch falsches Urteil wird über dich ergehen.

Meine Marter sollst du emsiglich in deiner Seele mit herzlicher Liebe tragen.“

So ließ Heinrich Seuse durch die „Ewige Weisheit“ sich selbst und seine Zeitgenossen zur Kreuzesliebe und zum Kreuzzug gegen sich selber aufrufen. Es war das gleiche, nur durch Worte ausgedrückt, das auch die mittelalterliche deutsche Kunst mit ihren „Erbärmdebildern“ und Albrecht Dürer mit seiner großen und kleinen Passion bezweckten. „Durch Malen mag gezeigt werden das Leiden Christi“, schrieb er einmal nieder und bezeichnete damit den Haupt- und Lieblingsgegenstand seines künstlerischen Schaffens.

Wieviel Mitleid wurde dadurch in deutschen Landen wach! Wieviel Reue zerknirschte das gläubige deutsche Herz! Wieviel Kraft strömte von diesem Kraftlosen und wieviel Trost von diesem Trostlosen aus! Wie viele christliche Weisheit predigte die hohe Kanzel des Kreuzes und wieviel Liebe loberte empor und vertonte sich später im ergreifenden, deutschen Lied:

„O Haupt, voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz bedeckt mit Hohn!

O göttlich Haupt, umwunden
Mit einer Dornenkrone!“

„O Haupt, das anderer Ehren
Und Kronen würdig ist,
Sei mir mit frommen Zähren,
Sei tausendmal begrüßt!“

Auch wir grüßen dich, wir Christen einer neuen, deutschen Zeit, du leidender, du sterbender, du erlösender Heiland und Herr. Und wir lernen von dir!

Du kanntest dein irdisches Lebensziel. Droben liegt es auf dem Golgathaberg, und heldenhaft geduldig schreitest du deinen blutigen Weg.

Deine Feinde mögen über dich sagen, was sie wollen: du schweigst oder antwortest nur in kurzen, machtvollen Sätzen, von denen aber kaum einer deiner eigenen Verteidigung gilt. Sie mögen dich plagen, wie nur die Teufel die Menschen plagen können: Du verzeihst und bittest nicht um Gnade. Mit klarster, mannhaftester Überlegung und Selbsttreue gehst du in den Tod. Denn dein Untergang ist dein erlösender Aufstieg und dein Sterben das neue Leben der Welt. Und du bleibst dir gleich bis ans Ende. Immer noch bist du der große Beter bis zu deinem letzten Wort am Kreuz: „Es ist vollbracht! Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!“ Immer noch bist du der machtvolle Wundertäter, denn du wirfst mit dem Wort: „Ich bin's“ die Häscherrotte zu Boden, und du heilst das Ohr des Hohepriesterknechtes Malchus im Garten Gethsemani. Immer noch bist du der königliche Prophet und weisagst vor dem Hohen Rat: „Ihr werdet den Menschensohn zur Rechten der Gotteskraft thronen und kommen sehen auf den Wolken des Himmels“ (Matth. 26, 54). Immer noch bist du der Freund der Sünder, der große Erbarmer, der göttliche Verzeiher und Erlöser: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Immer noch bist du

der Prediger des Gottesreichs, wenn auch nicht mehr in langen Reden wie auf dem Berg oder am Galiläischen Meer. Feierlich erklärst du dem Pilatus: „Ich bin ein König. Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Ich bin geboren und in die Welt gekommen, um die Wahrheit kund zu tun.“ Am Kreuz aber gilt dem bekehrten Schächer dein Wort: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Und immer noch bist du der Gottessohn. Der römische Hauptmann bestätigt es ergriffen und bekehrt: „Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn!“ So bleibst du dir getreu und unvergleichlich charakterlich groß bis in den Tod!

Auch wir wollen bleiben, was wir sind und durch dich, den gekreuzigten Erlöser, wurden: Christen, d. h. Befreite von der Sünde und Schuld. Erkaufte durch dein kostbares Blut. Eingeschriebene in deine segnende durchbohrte Hand. Geborgene in deiner klaffend tiefen Seitenwunde. Geheiligte durch die Gnade, die du uns überreichlich verdientest. Gotteskinder, wiedergeboren durch dich. Erben des Himmels und eines ewigen Lebens. Aber um Gottes willen, keine Verräter und Verleugner wie Judas und Petrus und keine Feiglinge, Flüchtlinge und Schwächlinge wie manche Jünger des Herrn. Nein, dankbare, treukatholische Menschen wollen wir sein und womöglich täglich andächtig das kurze Gebetlein beten, das wir

schon als Kinder zu beten pflegten: „Ich danke dir, Herr Jesu Christ, daß du für mich gestorben bist. O laß dein Blut und deine Pein, an mir doch nicht verloren sein!“ Vielleicht ragt auch für uns irgendwo ein Kreuz. Gehen auch wir unerschrocken und unbeirrbar unseren Weg. Es mögen auch unsere Feinde sagen, was sie wollen: Wir schweigen und leiden oder reden in Charaktergröße wie du. Mehr verspottet und verhöhnt als du, der Verkaufte und Berratene, der Gegeißelte und mit Dornen Gekrönte, der Kreuzesträger und Gekreuzigte, werden wir nicht. Auch wir betteln nicht um Gnade. Gnade verlangen wir nur von dem, der der göttlich Gnädige ist, Gerechtigkeit und Recht aber von den Menschen. Damit besiegen wir unsere und deine Feinde und die Schwere unserer Zeit. Es gelte auch für uns Petri Wort, das er, längst schon bekehrt, aber immer noch voll Scham und Neueschmerz, nicht lange vor seiner eigenen Kreuzigung schrieb: „Stoßt euch nicht an der Feuerprobe, die ihr zu bestehen habt, als ob etwas Befremdliches euch widerfahre; nein, freut euch vielmehr in dem Maße, als ihr an den Leiden Anteil nehmen dürft, damit ihr auch bei der Offenbarung seiner Herrlichkeit Freude und Wonnen habet. Werdet ihr geschmäht des Namens Christi wegen, selig seid ihr, denn der Geist Gottes, der Geist der Herrlichkeit und Kraft ruhet auf euch“ (1 Petr. 4, 12 ff.).

Es segne euch der allmächtige Gott, der † Vater,
der † Sohn und der † Heilige Geist. Amen.
Gegeben zu Freiburg i. Br., am 25. März 1941.

† Conrad,
Erzbischof.

*

Vorstehendes Hirten Schreiben des Hochwürdigsten Herrn Erzbischofs ist auszugsweise (Einleitung, Teil I und IV), am Karfreitag, den 11. April ds. Js., in allen Pfarr- und Kuratiekirchen von der Kanzel zu verlesen. Die übrigen Abschnitte auf der Kanzel zu verwenden, bleibt den Pfarrgeistlichen überlassen.

Freiburg i. Br., den 26. März 1941.

Erzbischöfliches Ordinariat.